Der Bürgermeister von Remicourt.

Eine Episode aus den Kämpfen von Lüttich. Von O. Elster.

Die belgische Grenze war überschritten. Durch halbzerstörte Dörfer, an den rauchenden Trümmerhaufen von Weilern und Gehöften vorüber ging der Marsch. Leichen erschossener Einwohner, die hinterlistig die Waffen gegen deutsche Truppen erhoben, lagen neben der Straße. Heulende Weiber, jammernde Kinder flüchteten vor den Soldaten über das Feld, versteckten sich in Busch und Strauch.

Vorwärts hastete das Bataillon. Aber das Schlachtfeld von Lüttich sollte es nicht mehr erreichen. Ein langer Marsch durch glühende Sommerhitze lag hinter der Truppe, vor einem Dorfe, das friedlich zwischen Gärten lag, wurde halt gemacht.

Am Eingang des Dorfes sammelten sich die Einwohner. Die Männer mit trotzigen Gesichtern, die Frauen angstvoll auf die Soldaten schauend. Ein besser gekleideter Mann trat höflich grüßend vor.

„Ich bin der Maire von Remicourt, mon commandant", redete er den Major an. „Hier haben Sie nichts zu fürchten, die Einwohner von Remicourt sind ruhige Leute, zu verständig, um sich gegen andere aufzulehnen."

„Nun gut" entgegnete der Major, „so wollen wir im Dorf biwakieren. Für Lebensmittel sorgen Sie wohl?"

„Gewiß, mon commandant."

Und das Bataillon zog in das langgestreckte Dorf ein.

„Ich traue dem Herrn Bürgermeister nicht recht, Leutnant Böhmer", wandte sich der Major an einen jungen Offizier. „Nehmen Sie mit fünf Mann Quartier bei dem Mann und geben Sie ordentlich acht auf ihn. Aber nehmen auch Sie sich in acht."

„Zu Befehl, Herr Major", entgegnete der junge Offizier, und die Hand auf seinen Revolver legend, sagte er: „Hier ist der letzte Schuß."

Der Major nickte ihm ernst zu. Dann begab sich Leutnant von Böhmer zum Hause des Maires. Dieser empfing ihn mit katzenfreundlicher Höflichkeit.

„Entrez, Monsieur, Entrez!" sagte er süßlich lächelnd. „In meinem Hause sind Sie gut aufgehoben . . . Eine Flasche Wein gefällig? Ein kaltes Hühnchen? — — —"

„Wenn Sie mittrinken und essen — ja", entgegnete vorsichtig der Leutnant, denn es war schon vorgekommen, daß man deutschen Soldaten vergiftete Speisen vorgesetzt hatte.

Der Maire lachte wie belustigt auf. „Sie glauben wohl ich wollte Sie vergiften?" fragte er, indem sich sein gelbes Gesicht in ein spöttisches Lächeln verzerrte. „Madelaine", rief er dann in die Küche, „bring eine Flasche Wein und das kalte Hühnchen, Brot und Butter."

„Ja, Vater", klang es aus der Küche zurück.

Der Maire nötigte den jungen Offizier in sein Staatszimmer, wo er auf dem Sofa Platz nehmen mußte, während die Soldaten es sich auf der Hausflur bequem machten.

„Wollen Sie Ihren Säbel nicht ablegen", fragte der Maire.

„Nein — — —"

„Sie haben nichts zu fürchten."

Wenn auch. Ich bleibe wie ich bin . . ."

„Wie Sie wollen . . ."

Der junge Offizier lehnte sich ermüdet in das Sofa zurück, beobachtete jedoch fortwährend den Bürgermeister, der am Fenster stehend in den niedersinkenden Abend hinaussah.

Auf der Dorfstraße war es allmählich ruhig geworden. Die Biwakfeuer waren halb erloschen, in tiefem Schlummer lagen die ermüdeten Offiziere und Soldaten, nur der harte Schritt der Wachtposten tönte durch den stillen Abend.

Allein in dem ländlichen Estaminet, in der Mitte des Dorfes, wo sich die Gasse zu einem Platz erweiterte, herrschte noch Leben; der Major und einige Offiziere hatten sich dort einquartiert.

Von den Einwohnern ließ sich niemand sehen. Sie schienen sich alle in ihren Häusern verborgen zu halten. Ab und zu kläffte ein Hund. Konrad von Böhmer erwachte aus leichtem Halbschlummer, als die Tochter des Bürgermeisters mit dem Wein und dem Essen eintrat und die Lampe anzündete.

Schweigend ordnete das Mädchen den Tisch; dann wollte es sich entfernen.

„Setze dich zu uns, Madelaine", sagte der Maire, „Monsieur glaubt sonst, wir wollen ihn vergiften . . ."

Madeline erröte jäh und nahm dann schweigend und mit niedergeschlagenen Augen am Tische Platz.

Der Maire schenkte den Wein ein.

„A votre sante, monsieur", sagte er lächelnd und leerte das Glas.

Konrad ließ sich jetzt das Essen und den Wein trefflich munden. Jeder Verdacht war in ihm erloschen und wenn ihm auch das spitze Lächeln und der schielende Blick des Maire nicht gefiel, so genügte ein Blick in das unschuldige Gesicht Madelaines, um jeden Verdacht zu zerstreuen.

Nach einiger Zeit erhob sich der Maire.

„Excusez, Monsieur", sagte er höflich. „Ich will nun nachsehen, ob die Soldaten gut verpflegt werden. Madelaine, unterhalte den Herrn einstweilen . . ."

Damit entfernte er sich und ließ die beiden jungen Leute allein.

Nach einer Weile fragte Konrad lächelnd:

„Sie fürchten sich wohl sehr vor uns, Mademoiselle?"

Sie erhob die blauen Augen zu ihm, während eine dunkle Glut ihre Wangen überflamte.

„Oh, der Krieg ist schrecklich!" sagte sie leise, indem sich ihre Augen mit Tränen füllten.

„Sie brauchen sich vor uns nicht zu fürchten", entgegnete der junge Offizier, indem er die Arme auf den Tisch legte und Madelaine lächelnd ansah. „Wenn die Bevölkerung so verständig ist, wie hier in Remicourt, geschieht ihr nichts. Wir führen keinen Krieg gegen die friedliche Bevölkerung, besonders nicht gegen Frauen und Kinder."

„Das sagte uns der Herr Pfarrer auch", erwiderte Madelaine flüsternd. „Aber wir haben im Orte eine Anzahl Arbeiter der Kohlengruben, das sind unbändige Menschen . . ."

„Nun, sie scheinen sich ja ruhig zu verhalten . . . Ihr Vater ist ja auch ein ruhiger verständiger Mann . . ."

Das Gespräch stockte wieder. Die einsilbigen Antworten des Mädchens waren nicht geeignet, die Unterhaltung in Fluß zu erhalten.

Draußen war es jetzt vollständig Nacht geworden und tiefe Stille herrschte ringsum. Konrad lehnte sich in die Sofaecke zurück und schloß die Augen; er war ermüdet von dem langen, anstrengenden Marsch und kämpfte mit dem Schlummer, der ihn überwältigen wollte. Aber unwillkürlich legte sich seine Hand fester um den Kolbenhals seines Revolvers, den er neben sich auf dem Sofa liegen hatte, um jederzeit bereit zu sein, einen Angriff abzuwehren.

Madelaine räumte den Tisch ab und verließ leise das Zimmer. Der junge Offizier entschlief. — — —

Wie lange er geschlafen, vermochte er nicht zu sagen. Plötzlich schreckte er empor. War da nicht ein Schuß gefallen?

Er sprang auf, den Revolver umklammernd. Da wieder ein Schuß — und noch einer! Und dann ein lärmendes und wütendes Geschrei und das Knattern des Gewehrfeuers. Dazwischen Trommelwirbel, Hornsignale — Alarm! — Alarm! — —

Konrad wollte zur Türe hinaus. Da stürzte ihm Madelaine entgegen; totenbleich streckte sie ihm flehend beide Hände entgegen.

„Schützen Sie meinen Vater!" flehte sie.

„Was ist geschehen?" fragte Konrad hastig.

„Die Grubenarbeiter haben auf Ihre Soldaten geschossen! Mein Vater ist unter ihnen, sie zu beruhigen. Schützen Sie ihn, ich flehe Sie an! Er ist unschuldig!" — —

„Ich muß fort", sagte er rasch. „Wenn Ihr Vater unschuldig ist, geschieht ihm nichts . . ."

Ohnmächtig sank das Mädchen zusammen.

Das ganze Dorf war in wildester Erregung. Mitten in der Nacht war aus den umliegenden Häusern auf die schlafenden Soldaten geschossen worden. Wer es gewesen, ließ sich in der Dunkelheit nicht feststellen, nur nach dem Aufblitzen der Schüsse konnte man beurteilen, wo der hinterlistige, verrätterische Gegner sich versteckte.

Die Soldaten stürmten durch die Gasse, jeden niederschießend oder stoßend, der sich ihnen widersetzte. Da mußte wohl mancher Unschuldige mit dem Schuldigen leiden, das ganze Dorf war ja schuld an dem Verrat!

Konrad stürmte mit seinem Zug die Gasse hinunter und geriet in den Kampf mit einer Rotte trotziger Burschen. Sie wurden überwältigt, niedergestoßen . . . erschossen . . .

Nur einer stand noch aufrecht da — der Bürgermeister — der Vater Madelaines . . .

Konrad erkannte ihn. In des Maires dunklen Augen leuchtete ein fanatisches Feuer. Sein Antlitz war totenbleich, die Zähne nagten an den Lippen. Die eine Hand hatte er auf dem Rücken verborgen.

Zwei Soldaten drangen mit dem Bajonett auf ihn ein. Da stellte sich Konrad schützend vor den Mann, der ihm Gastfreundschaft erwiesen, um dessen Leben ihn Madelaine angefleht.

„Halt!" rief er. „Der Mann ist unschuldig."

„Er ist ein Verräter, Herr Leutnant", entgegnete ein Soldat. „Er hat den Ueberfall geleitet . . ."

Konrad wandte sich an den trotzig dastehenden Maire. „Ich kann es nicht glauben, daß Sie diesen Verrat geübt haben", sagte er. „Ihre Tochter hat mich gebeten, Sie zu schützen — um Ihrer Tochter willen — machen Sie, daß Sie fortkommen."

Der Maire lachte höhnisch auf.

„Vorher sollen Sie noch zur Hölle fahren!" rief er mit heiserer Stimme.

Er erhob die Hand, die einen Revolver gehalten, und feuerte auf Konrad, der an der Stirn leicht gestreift wurde. Er wollte sich auf den Verräter stürzen, da zuckte ihm blitzschnell der Gedanke an Madelaine durch die Seele — er warote sich ab, den Soldaten ein Zeichen gebend, deren Bajonette sich im nächsten Augenblick in die Brust des hinterlistigen Verräters gruben.

Im Boardinghaus.

Skizze von J. Finzermann.

In einem jener zahlreichen Boardinghäuser Kensingtons, die sich in langen, niedrigen Straßenzügen vom Hydepark erstrecken, saßen an einem grauen Septembertag im Speisezimmer mehrere Herren um den weißgedeckten Tisch.

Man hatte eben das Dinner beendet, und das Hausmädchen füllte aus dem brodelnden Samowar heißen, duftenden Tee in dünne Porzellantassen.

Mr. Murray, der Buchmacher, der mit seinem weißen Haar und dem rasierten, faltigen Gesicht wie ein alter Schauspieler aussah, erhob sich mit einem Seufzer der Befriedigung und schob seinen Stuhl an den Kamin, in dem einige Kohlenstücke glimmten. Seinem Beispiel folgte der dickleibige und gichtische Mr. Gren, Buchhalter der Eastern Railway.

Die beiden Herren rauchten ihre Zigarren an und sahen schweigend in die Gluth, die unter der Asche leise knisterte. Die übrigen Herren hatten die Beine von sich gestreckt, bliesen den Rauch aus ihren Pfeifchen und hielten die Köpfe über die Zeitungen gesenkt.

Draußen troff ein dichter Regen, von jener durchdringenden Art und verzweifelten Beständigkeit, wie er nur in London bis zur völligen Resignation zu erleben ist. Im Zimmer war es warm, und ein Ausblick durch das breite Fenster, auf die Rinnsteine, die kleinen rauschenden Bächen glichen, auf das überschwemmte Pflaster und die vermummten Passanten, machte die Geborgenheit des behaglichen Raumes doppelt fühlbar.

„Verdammter Regen, das . . ." bemerkte Mr. Murray, indem er die Spitze einer neuen Zigarre abbiß; „erinnert mich an die Zeit von Florida, wo ich mit einigen Gefährten drei Tage im freien Feld im Regen lag. Der Wagen war in der aufgeweichten Erde stecken geblieben."

Dann war es wieder still im Zimmer, eine Viertelstunde lang.

„Die „Daily News" meldet, die Deutschen sind vor Chantilly," sagte plötzlich ein jüngerer Mann mit starken, blanken Zähnen, der am Fenster saß.

Niemand antwortete.

Es war dunkler geworden. Die Pendeluhr über dem Speiseschrank schlug in milden, langgezogenen Tönen die sechste Stunde.

„Vor Chantilly . . .?" Es war die leise Stimme des Buchhalters, aus der weder Ueberraschung, noch viel Neugier herauszuhören war.

„Ja, doch," sagte der am Fenster, ein holländischer Korrespondent, und las, gleichsam einer unausgesprochenen Aufforderung folgend, aus seinem Blatt:

„Von Chaumont und Meru drang die Vorhut des deutschen rechten Flügels immer weiter vor und die Verbündeten mußten langsam zurückweichen. Die ganze Bevölkerung der bekannten Rennbahnkolonie Chantilly: Stalljungen, Trainer, Jockeis, flüchteten mit verhängten Zügeln auf den wertvollen Vollblütern in den Wald von Saint-Germain . . ."

„In den Wald von Saint-Germain", wiederholte Mr. Green, wie ein melancholisches Echo.

Der Buchmacher hatte das Kinn auf die rechte Hand gestützt. Er schien eingenickt zu sein, doch das Blinzeln seiner Augen verriet waches, angestrengtes Hören.

Der Holländer tat einen Zug aus seinem Pfeifchen und sah erwartungsvoll zu dem Buchmacher hinüber. Der schwieg noch immer; nur in seinem Gesicht war eine Veränderung vorgegangen: die Wangen waren schlaffer, faltiger, und die Augen eingesunken und leer geworden, wie die eines geschlagenen Kindes, in denen sich Furcht und Weinen mischt.

Dann erhob er sich stracks, und stand gerecht mit erhobenen Händen, als ob er flehen oder Unsichtbares fassen wollte, und sank auf seinen Stuhl zurück, wo ihn eine Ohnmacht umfing.

Das Hausmädchen ließ mit einem Schrei eine Tasse fallen, die Herren stürzten hülfsbereit zu dem regungslosen Mann und trugen ihn auf sein im ersten Stock gelegenes Zimmer.

Als Mr. Murray nach einer Weile wieder zu sich kam, und die Umstehenden bemerkte, schlich ein verletztes Lächeln über sein Gesicht. Die Inhaberin des Boardinghauses, Mrs. Ward, reichte ihm eine Tasse Bouillon, die er mit zitternden Fingern faßte und mit gluckgendem Schlucken zu sich nahm. Sein Blick wurde heller, und er begann sich des Vorgefallenen zu entsinnen.

Er verlangte gestützt zu werden und stieg aus dem Bett, auf das man ihn angekleidet gelegt hatte. Dann ging er, ohne nach rechts oder links zu sehen, die Treppe hinab, in das Speisezimmer, wo er sich mit müder Bewegung auf einen Stuhl setzte.

Der gichtische Mr. Gren, der sitzen geblieben war, begrüßte ihn mit Zeichen der Freude. Die beiden alten Knaben hatten Zuneigung zueinander gefaßt, obwohl sie einander nicht lange kannten, denn der Buchmacher war erst vor wenigen Wochen in das Boardinghaus gezogen.

„Herzschwäche?" fragte der Buchhalter und stopfte eine Prise Schnupftabak in die Nase. „Zu viel Whiskey getrunken, he?"

Der andere hob abwehrend die Hand:

„Dies nicht . . . Schwerer . . . scherer . . . Meldung gehört? . . . Chantilly, ja? . . . Vollblüter in den Wald gezagt? . . . Ja? . . . Nun, damned, hab' fünftausend Pfund verloren, volle, schöne, gewichtige fünftausend Pfund, an den Pferden . . . Standen bei Hutchins, dem bekannten Trainer . . . Nun alles weg . . . in den Wald . . . in den Wind . . . hin . . . verloren . . . zerstreut . . . unwiederbringlich! . . ."

Der alte Grenn hob den verwitterten Kopf, und die Worte flossen schwer über seine Lippen:

„Das ist der Krieg, old boy . . Die verfluchten Germans . . ."

Während er die letzten Worte aussprach, wurde die Tür aufgerissen. Der Hausbursche stürzte herein und schrie mit fliegendem Atem:

„Die Germans sind vor Paris! Maubeuge ist gefallen! . . ."

Sekundenlang herrschte tiefes Schweigen. Nur der Regen klopfte monoton an die Scheiben.

Dann sagte Murray mit tötendem Haß:

„Diese Teufel!"

Redekünste.

Eine Menge gleichlautender oder schwieriger Worte schnell nacheinander herzusagen, ohne dabei anzustoßen oder sich zu versprechen, ist nicht so einfach, wie wir alle wissen. Diese Uebungen sind aber sehr dienlich; da man dabei schnell und deutlich sprechen muß, wird die Zunge geübt. Sprecht also zehnmal ohne anzustoßen jeden der folgenden Sätze und Wörter: 1. Der Graugaul geht im Kurzgalopp den Karambolierpurzulaturgang. — 2. Herr Schwanzer, der schwänzelnde, schwänzelt mit dem Rockschwänzen beim Schwanzstückessen. — 3. Warmbier wärmt Wärme bedürftige warmlose Wärter im warmlosen Wärmhaus. — 4. Kratzende katzenbuckelnde Katzen katzenbuckelnd kratzen und kratzend katzenbuckelnd. — 5. Plirropleroprell.

König und Wollhändler.

Als im Jahre 1870 die Wogen der Kriegsleidenschaft hoch gingen, wäre der König von Italien, Viktor Emanuel, gar zu gern seinem früheren Verbündeten Napoleon zu Hilfe gekommen. Die italienischen Minister wollten jedoch von einem Kriege gegen Preußen nichts wissen, und in den Julitagen jenes Jahres gab es daher öfters erregte Auseinandersetzungen zwischen Viktor Emanuel und seinen Ministern. Namentlich der Finanzminister Sella, einer bekannten Großhändlerfamilie entstammend, trat dem König mit der größten Unerschrockenheit entgegen; beide Männer sagten sich Worte, wie sie wohl noch niemals zwischen einem König und seinem Minister gefallen waren.

„Sie wollen keinen Krieg!" sagte der König in einer Sitzung höhnisch. „Freilich, es gehört Mut dazu, in den Krieg zu gehen."

Schlagfertig kam Sellas Antwort: „Mehr Mut, als in den Krieg zu gehen, gehört dazu, Eurer Majestät zu widersprechen."

„Man sieht," entgegnete darauf Viktor Emanuel mit schneidender Ironie, „daß Sie nicht von Kriegern, sondern von Wollhändlern abstammen."

Gelassen erwiderte Sella: „Unsere Firma hat stets ihre Verpflichtungen eingelöst; hier aber wollen Majestät einen Wechsel unterschreiben, den Sie später nicht werden einlösen können."

Darauf wußte der König nichts zu sagen. Er zögerte und zögerte mit der Kriegserklärung, bis endlich die schnell aufeinander folgenden glänzenden Siege der deutschen Waffen auch ihm die Ueberzeugung aufdrängen mußten, daß es doch besser sei, sich nicht einzumischen.

Die Nationalhymne.

August Thomas, der Bühnenschriftsteller, der seiner Zeit für Woodrow Wilsons Wahl agitierte, kam in einen kleinen Ort, um eine Rede in einer Wahlversammlung zu halten.

Thomas betrat die Rednertribüne und wurde von der Musikkapelle mit dem „Star Spangled Banner" begrüßt — da ging plötzlich das elektrische Licht aus, und Thomas begann seine Rede im Dunkeln:

„Das Orchester hat zweifellos einden Umständen angemessene Nummer gewählt, denn ich wüßte nichts, was die Sachlage besser illustrierte, als die ersten Worte unserer Nationalhymne: „O say, konnst Du sehen?"

Geistesgegenwart.

Eigenartiges Erlebnis eines ungarischen Offiziers.

Ein deutscher Militärflieger berichtet folgendes: Wir hatten den Auftrag erhalten, die gegen Norden vorgeschobenen Stellungen der Verbündeten festzustellen, und hatten uns mit dem alten braven Doppeldecker, der nun schon manche ehrenvolle Narbe aufzuweisen hat, auf den Weg gemacht. In etwa 2000 Meter Höhe sahen wir unten schwärzliche Striche und Punkte auf hellem Untergrund sich bewegen. Das mußten also Truppen auf der Landstraße sein. Ich kreiste in weitem Bogen über dem Feind, während L. Aufzeichnungen machte. Inzwischen aber hatte man uns von unten gesehen, und bald erschienen die bekannten weißen Wölkchen, also Geschützfeuer. Mein Beobachter zeichnete aber mit Seelenruhe weiter. Hinter einem Wald sahen wir alsbald mehrere Kolonnen. Jetzt fing auch die Infanterie zu knallen an, zu hören war natürlich bei dem Rattern des Motors nichts. Einige Kugeln hatten aber die linke Tragfläche des Apparates getroffen, und plötzlich kommt vom Benzinreservoir ein matter Knall. Ehe ich über die Ursache klar bin, sinkt der Zeiger der Benzinuhr und das Druckmanometer zeigt 0. Alle Wetter! Der Benzinkasten ist angeschossen, so fährt es mir durchs Hirn und im nächsten Augenblick verringert sich auch die Tourenzahl. Ich fasse die Benzinpumpe und presse neue Luft in das Reservoir. Gott sei Dank, der Motor erholt sich wieder. Wir steigen auch, immer ängstlich die Uhr beobachtend, die den Verlust an dem kostbaren Stoff kündet. So sausen wir dahin. Nach fast zwanzig Minuten ertönt plötzlich das bekannte Puffen im Vergaser. Der Motor hat kein Benzin mehr. So mußten wir denn niedergehen. Vorsichtig stoße ich durch den Nebel und wir landen bei einer größeren Stadt. Was nun? Da kommen schon die ersten Neugierigen herbei und von weitem klingt uns ein „Vive l'Angleterre!" entgegen. Ich tausche mit meinem Begleiter einen Blick. Man hält uns für Engländer, so können wir hoffen, glücklich davonzukommen. Mein Begleiter fängt denn auch an, wie ein Engländer Französisch zu radebrechen, und verlangt einen Klempner und Benzin. Beides war schneller da als wir gehofft und nach zwanzig Minuten Aufenthalt konnten wir wieder Benzin auffüllen, das Leck war verlötet und wir konnten davon sausen. Aus der Höhe warfen wir noch eine Meldekarte herab, auf der wir für die erhaltene Hilfe bestens dankten, allerdings in deutscher Sprache.

Hänschen Großmauls Phantasien

Das „Wolff-Bureau" meldet aus Metz: Im Tornister eines in Etain gefallenen französischen Soldaten fanden sich zwei Briefe, die für die französische Geistesverfassung recht kennzeichnend sind. Die Kernstellen folgen im Auszuge in deutscher Uebertetzung:

Bouzi, 20. August. Meinen lieben Onkeln! Bis jetzt hatte ich noch nicht das Vergnügen, einen Preußen niederzumachen, aber Ihr könnt Euch darauf verlassen, sobald wir ins Feuer kommen und ich in guter Deckung liege, werde ich gut zielen. Ut die Freude, wenn ich so ein Scheusal ins Gras beißen sehen werde. Denn kein Erbarmen mit deutschen Kreaturen, das sind nur Wilde. Unsere Verwundeten, die das Unglück haben, in ihre Hände zu fallen, werden von ihnen unter grausamen Qualen kalt gemacht, aber wehe dem, der in unsere Hände fällt, der wird die Zeche für die anderen bezahlen. O, wie sehne ich mich darnach, in Deutschland einzumarschieren. Ich habe mir vorgenommen, in der ersten deutschen Stadt in den nächstbesten Juwelierladen zu gehen, mir einige hübsche Pretiosen auszusuchen und bevor ich den Laden verlasse, will ich zwei blaue Bohnen dem Juwelier in den Schädel jagen. Das soll eine französische Münze sein, auf die er nicht mehr herauszugeben braucht. Denn man muß heute in den Tonart reden, wie sie Anno 70 mit uns. Ich werde sie schon ausgiebig bedienen. Ich habe einige Zuckerchen in meiner Ptrontasche, die ich sie schmecken lassen werde.

Bouzi, 20. August. Liebste Brüder und Schwestern! Wir sind nahe an der Grenze. Mit ein paar Schritten sind wir in Elsaß-Lothringen, dann aber schnell nach Deutschland, damit ich Euch einige hübsche Souvenirs kaufen kann, denn wenn ich das Glück habe, dorthin zu kommen, dann muß auf jeden Fall ein hübsches Geschenk her. Zahlen werde ich mit ein paar guten Kugeln, die ich dem Händler in den Kopf jage. Uebrigens der erste Preuße, den ich sehe, wird gut auf das Korn genommen. Mit den Scheusalen darf man kein Erbarmen haben.

Auf der Insel Island ist vom Jahre 1828 bis 1891, also in 63 Jahren, kein einziges größeres Verbrechen vorgekommen. Dieses 1871 Quadratmeilen große Gebiet hat kein eigentliches Zuchthaus und zählte lange Zeit hindurch nur zwei fest angestellte Polizisten.

HATFIELD
Zahnarzt
GRAND ISLAND, NEBRASKA
Ueber Kauffman's 10c-Laden
Office: 377——Telephonirt—— Wohnung: 707
Auf spezielle geschäftliche Vereinbarung ist die Office Nachts und Sonntag Vormittags offen

Blue Ribbon
KAFFEE
Der billigste, weil es der beste ist
in allen erstklassigen Läden zu haben
Täglich frisch geröstet von
NEBRASKA MERCANTILE COMPANY
GAS COFFEE ROASTERS, TEA IMPORTERS,
WHOLESALE GROCERS.

Allen Freunden und Gönnern wünschen wir
Fröhliche Weihnachten
und ein
Glückliches Neues Jahr
mit bestem Dank für ihre bisherige Kundschaft
WINDOLPH & CORDS
Juweliere

Echtes Chop Suey
Wir machen eine Spezialität daraus, orientalische Speisen aufzutischen, hauptsächlich „Chop Suey", und alle Speisen sind so zubereitet, wie Sie dieselben in den feinsten Cafes in New York, Chicago oder San Francisco erhalten. Wir machen auch Ablieferungen an gesellige Zirkel.
Mandarin Cafe
Erstklassige „Short Orders". Stets offen bei Tag und bei Nacht.
Deutsche Bedienung
Sauberkeit. 118 östl. 3. Straße. Qualität.

„Home Dairy"
Um durch den Gebrauch saurer Milch oder Rahm während der heißen Jahreszeit Ihr Frühstück nicht zu verderben, gehen Sie zu Ihren Grocerymann und lassen sich eine Flasche „Home Dairy" pasteurisirte Milch oder Rahm geben, oder rufen Sie No. 93 auf.
Earl Tuttle, Eigenthümer.

Bestell-Zettel
An die Anzeiger-Herold Publishing Company,
Grand Island, Nebraska:
Einliegend sende ich Ihnen $..... in Vorausbezahlung auf ein Jahr für den „Anzeiger-Herold", „Sonntagsblatt" und „Acker- und Gartenbau-Zeitung", sowie die Extra-Prämie.
Name .....
P. O. .....
R. F. D. .....
County ..... Staat .....